

In der Oberkategorie (6) *explizite Selbstpositionierungen* habe ich vor allem Aussagen der Fokuspersonen, in welchen sie ihre eigene Person beschreiben, thematisieren oder von anderen abgrenzen, analysiert. Als Datenmaterial dienten hier stärker als in den anderen heuristischen Kategorien die Interviewtranskripte, da die Selbstpositionierung der Personen in den Interviews explizit thematisiert wurde. Aber auch in den Beobachtungsprotokollen fanden sich Äußerungen, die bezogen auf die eigene Person, ihre Fähigkeiten und das Verhältnis zu anderen Personen getroffen wurden. Da sich in der Subjektivierungsanalyse in allen möglichen Konstellationen Selbstbezüge der Personen finden lassen, ging es in dieser Kategorie vor allem um explizite Selbstbezüge: Wie beschreibt eine Person sich und ihre eigenen Fähigkeiten selbst? Wie grenzt sie sich von anderen ab? Im Gegensatz zur fünften Kategorie des Umgangs mit *Differenzkategorien* ging es an dieser Stelle um die explizite Thematisierung der eigenen Person, eventuell auch in Relation zu anderen.

Schließlich wurde noch eine weitere relevante Kategorie deutlich. In der Kategorie der (7) *subversiven und widerständigen Praktiken* analysiere ich solche Praktiken, die den gängigen ›Lauf der Dinge‹ stören, die Erwartungen brechen oder in denen Kritik an den herrschenden Verhältnissen geäußert oder performiert wird.

Zunächst habe ich all diese Oberkategorien beider Arbeitssettings getrennt voneinander verschriftlicht, um die jeweiligen Ergebnisse im Folgenden anhand dieser beschriebenen Oberkategorien nebeneinanderzustellen und wesentliche Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen ihnen herauszuarbeiten. Die vergleichende Erarbeitung der Kategorien findet sich im empirischen Kapitel dieser Arbeit. Abschließend wurden die Ergebnisse dessen unter Rückbezug auf die Subjektivierungstheorie diskutiert. Bevor ich mein methodisches Vorgehen noch einmal zusammenfasse, werde ich im Folgenden noch die Notwendigkeit einer machtsensiblen Ethnografie erörtern und meine Stellung im Feld und im Umgang mit den Studienteilnehmenden reflektieren.

4.6 Machtsensible Ethnografie: Reflexion der Feldarbeit

Bei ethnografischer Forschung ist die Reaktivität der forschenden Person höher zu gewichten als bei anderen Methoden der empirischen Sozialforschung, da die Forschenden unmittelbar in das Feld eintauchen und offen mit den Studienteilnehmenden interagieren. Dieses in der Ethnografie notwendige Eintauchen in ein empirisches Feld birgt für Forschende immer auch die Gefahr, sich im jeweiligen Feld zu verlieren (vgl. Breidenstein et al. 2013: 42). Um dem entgegenzuwirken, ist eine gezielte Distanzierung vom beforschten Feld nötig. Diese Distanzierung erfolgt durch die analytische Auswertung der erhobenen Felddaten bei gleichzeitigem Einbezug (sozial-)wissenschaftlicher Theorie und des Forschungsstands im

Nachgang zur tatsächlichen Feldarbeit (vgl. ebd.: 42). Allerdings sind empirische Felder immer auch von Machtstrukturen durchdrungen. Von diesen bleiben die Forschenden nicht unberührt, sondern sie gestalten sie mit und tragen eventuell auch zu deren Verfestigung bei.

Im Folgenden beziehe ich mich auf Marion Ott (2015), die das Vorgehen einer »machtanalytischen Ethnografie« im Rückgriff auf die Machttheorie Foucaults und die Ideologietheorie Althusserers vorschlägt. Ott (2015: 233) stellt zwei die Analyse leitende Fragen: Welche materialen und institutionellen Bedingungen herrschen in dem jeweiligen untersuchten Feld, die als wirkmächtige Bedingungen alltägliche Praktiken strukturieren? Wie wird in dem beobachteten Feld Macht in sozialen Praktiken (häufig auch unbewusst) ausgeübt?

Ott beruft sich in Bezug auf Althusser (1977) darauf, dass dieser Praktiken als zentral bei der Reproduktion von Ideologien ansieht, »weil sie sich in institutionellen Settings und im Kontext spezifischer Regelwerke vollziehen« (Ott 2015: 233). Innerhalb der materialen und institutionellen Settings werden Subjekte spezifisch angerufen (vgl. ebd.: 234), zum Beispiel als Arbeitnehmende, als behinderte Menschen oder als »Andere«. Durch die Institutionalisierung in sozialen Praktiken erhalten Diskurse eine materiale Existenz, welche analysierbar ist (vgl. ebd.: 233-234). Die gesellschaftlichen Positionierungen, die mit den Anrufungen verbunden sind, können von den angerufenen Personen angenommen oder verworfen werden; auch kreative Umdeutungen sind möglich. Das den Anrufungen immanente Wissen wird direkt und über »die institutionellen Bedingungen oder am Praxisvollzug beteiligte Materialitäten vermittelt« (ebd.: 234). Anrufungen, Praktiken und Macht sind insofern miteinander verwoben, als sie sich gegenseitig bedingen und hervorbringen. Ethnografie eignet sich, um über die programmatische Analyse von Anrufungen hinaus der »Frage nach den praktischen Funktionsweisen« (ebd.: 246) nachzugehen, da Ethnografinnen und Ethnografen den Alltag der Praxisteilnehmenden begleiten und somit an dem Ort anwesend sind, an dem die Anrufungen ihre Funktion entfalten.

Umgekehrt sollen ethnografische Forschungen durch die Analyse von institutionellen Bedingungen ergänzt werden, um die »produktiven Funktionen der Technologien, die das praktische Geschehen mehr oder weniger »erfolgreich« steuern« (ebd.: 246), einzubeziehen. Die Gefahr eines ethnografischen Vorgehens, das Kontextfaktoren unberücksichtigt lässt, besteht darin, dass anrufende Praktiken als machtneutral und im schlimmsten Fall als arbiträr betrachtet werden und so die »künstliche Naivität« der Forschenden zu einer echten Naivität werden würde. Eine machtkritische bzw. machtsensible Perspektive stellt daher die Frage danach, wie diskursive Strategien und institutionelle Bedingungen mit Praktiken der Aneignung und Verwerfung verknüpft sind (vgl. ebd.: 246).

Diese Sensibilität für Machtverhältnisse ist meines Erachtens vor allem in Forschungskontexten relevant, die sich durch ein asymmetrisches Verhältnis

zwischen Forschenden und Beforschten auszeichnen. Insbesondere das Verhältnis zwischen Menschen mit Lernschwierigkeiten und nichtbehinderten Menschen ist hochgradig von Machtpraktiken durchzogen. Auch wenn ich nicht den Anspruch erheben kann, partizipativ geforscht zu haben, sind die Überlegungen von Wiebke Curdt (2016) zur partizipativen Forschung mit Menschen mit Lernschwierigkeiten für eine machtsensible Ethnografie interessant.

Curdt stellt zunächst fest, dass die Initiative für Forschungsvorhaben sogar in inklusiven Forschungskontexten selten von Menschen mit Lernschwierigkeiten selbst ausgeht. Diese Beobachtung führt sie vor allem auf die Struktur von Wissenschaft und den Zugang zu wissenschaftlichen Institutionen zurück, welche »Teil einer Machtstruktur zu sein [scheinen], die vorgibt, wie Menschen mit Lernschwierigkeiten zu lernen haben« (Curdt 2016: 248). Bezugnehmend auf Foucault erklärt sie das Wissen von Menschen mit Lernschwierigkeiten zu »wesentlichem Wissen« (vgl. ebd.: 250), Wissen darüber also, »was für sie sinnvoll, nötig und gut sei« (ebd.) und das sich gegensätzlich zum scholastischen Wissen verhält. Partizipative Forschungsansätze, die es Menschen mit Lernschwierigkeiten erlauben, ihr Wissen und ihre Erfahrungen einzubringen, generieren ihr zufolge einen »Gegendiskurs« (ebd.).

Dass dieser Gegendiskurs hegemonial werden könnte, wird jedoch durch verschiedene Barrieren verhindert. Sowohl wissenschaftliche Forschung und wissenschaftliches Wissen als auch weitere gesellschaftliche Institutionen verhindern oder erschweren die Partizipation von Menschen mit Lernschwierigkeiten. Forschende sind als Mitglieder des Wissenschaftssystems Teil dieser Barrieren. Aus diesem Grund muss die Frage gestellt werden: »Welche Position und Rolle kann er [der Forschende, SK] einnehmen, um den Gegendiskurs voranzutreiben und den Menschen mit Lernschwierigkeiten Wissen zugänglich zu machen?« (Ebd.: 251)

Eine kritische Reflexion der eigenen Position im Feld und das Verhindern der (unbewussten) Rekonstruktion von Asymmetrien durch die Forschenden ist angezeigt (vgl. ebd.: 252). Curdt beschreibt das asymmetrische Verhältnis zwischen Forschenden und Menschen mit Lernschwierigkeiten vor allem als Effekt der Subjektivierung der Forschenden in der Institution Universität, in welcher sie zu machtvollen und handlungsfähigen Subjekten gemacht werden. Die Subjektivierung von Menschen mit Lernschwierigkeiten zeichnet sich dagegen meist durch eine gelernte Ohnmacht im Gefüge pädagogischer Institutionen und Praktiken aus (vgl. ebd.: 252).

Das Sichtbarmachen machtvoller Praktiken kann ein Schritt in Richtung Emanzipation der Menschen mit Lernschwierigkeiten sein (vgl. ebd.: 252-253). Dies kann gelingen, indem Forschende sich mit den Interessen der Menschen mit Lernschwierigkeiten vertraut und deren Standpunkte sichtbar machen. Dazu sollte das Potenzial der Personen anerkannt werden, anstatt ihre vermeintlichen Defizite zu fokussieren, und es sollte das Ziel sein, »Menschen mit Lernschwie-

rigkeiten nicht zu beobachten, über sie zu forschen und sie in ihrem Verhalten zu bewerten, sondern sie als ExpertInnen« (ebd.: 253) wahrzunehmen.

Für die vorliegende Studie ergeben sich aus diesen Überlegungen mehrere Implikationen: Erstens gilt bezogen auf die Beobachtung von Menschen mit Lernschwierigkeiten, dass zwar in der Tat Menschen von mir als Forschender beobachtet wurden, doch hatte ich dabei den Anspruch, durch die teilnehmende Beobachtung eine Situation zu schaffen, in der Fragen in beide Richtungen gestellt werden konnten und ich mich selbst auch beobachtbar machte. Die Fokuspersonen sollten im Zuge der Beobachtung nicht ›besondert‹ werden, sondern als Informantinnen und Informanten im Feld fungieren. Sie konnten Einblicke in ihr Erfahrungswissen bieten und waren in der Rolle der Gastgebernden. Ich versuchte, weder ihr Verhalten zu bewerten noch Unterschiede zu den nichtbehinderten Teilnehmenden im Feld zu fixieren. Vor allem legte ich Wert darauf, dass die beobachteten Handlungen nicht innerhalb naturalisierender Kategorien bewertet und auf vermeintlich natürliche Beeinträchtigungen zurückgeführt wurden. Gemäß der praxistheoretischen Vorannahmen versuchte ich, den Fokus auf die verteilten sozialen Praktiken im Vollzug anstatt auf die einzelnen Personen und deren Unfähigkeiten und Fähigkeiten zu legen. Unter Umständen konnte ich diesen Ansprüchen nicht immer gerecht werden, aber ich versuchte bei den Analysen stets, mir dieses Ziel zu vergegenwärtigen.

Dieses von mir angestrebte Vorgehen bezeichne ich als machtsensibles Vorgehen. Ein wichtiger Aspekt desselben ist, dass ich im Folgenden die Machtverhältnisse im Feld reflektieren werde, denn soziale Praxis ist nie ›machtneutral‹, sondern in ihr spielen immer disponierende und disponierte Subjektivitäten eine Rolle (vgl. Link 2014: 238), die in gesellschaftliche Kräfteverhältnisse eingelassen sind. Das gilt grundsätzlich für alle Arbeitssituationen. Diese sind selten hierarchiefrei organisiert, sondern durch eine Unterscheidung zwischen Weisungsbefugten und -ausführenden gekennzeichnet. Außerdem beinhaltet das Verhältnis zwischen behinderten und nichtbehinderten Menschen immer eine Machtasymmetrie, die in sozialen Praktiken im Sinne des »doing dis/ability« zur Aufführung kommt. Gleichzeitig muss ich das asymmetrische Verhältnis zwischen der Forscherin und den Fokuspersonen kritisch beleuchten. Die Ausführungen von Curdt (2016) weisen darauf hin, dass dabei nicht nur das Verhältnis zwischen Behinderung und Nichtbehinderung ausschlaggebend ist, sondern auch die Asymmetrie zwischen Forschenden und Beforschten.

Zuerst werde ich nachfolgend mögliche Implikationen anhand der Achse Bildungsstand und der Unterscheidung zwischen Forscherin und Fokuspersonen thematisieren. Während mein ›Bildungsvorteil‹ in der WfbM relativ wenig thematisiert wurde, konnten in dem Inklusionsbetrieb durchaus Vorbehalte beobachtet werden. Exemplarisch führe ich eine Interaktion mit einem Kollegen von Anna A. an. Dieser fragte mich, was Zweck der Forschung sei. Ich erklärte ihm, dass es

um die persönliche Bedeutung von Arbeit gehe. Der Kollege stellte diesen Zusammenhang mit folgender Begründung infrage: Arbeiten sei für die meisten Menschen aufgrund finanzieller Notwendigkeiten wichtig und diene nicht der individuellen Persönlichkeitsentwicklung. Implizit kann diese Einlassung als Kritik am akademischen Betrieb verstanden werden, welcher den Bezug zur ›arbeitenden Bevölkerung‹ und der Notwendigkeit von Erwerbsarbeit verloren habe. Im Folgenden bemerkte der Kollege scherzhaft, die Beobachtungssituation erinnere ihn eher an eine Kriminalinvestigation. In dieser ›Lesart‹ wird Anna A. von der Gastgeberin, also der von mir angestrebten Rollenzuschreibung, zu einer devianten Person. Mir wurde gleichzeitig eine Autorität zugeschrieben, die für Anna A. negative Folgen haben könnte. Die Lesart wurde von dem Kollegen zwar scherzhaft geäußert, reflektiert aber mögliche Bedrohungssituationen, die von außerhalb des Betriebs kommenden Personen wie der Forscherin ausgehen können.

Im Laufe der Beobachtungstage wurden ähnliche Lesarten der Situation durch weitere Kollegen und Kolleginnen sowie durch die Abteilungsleiterin geäußert. Einige Male wurde Anna A. dazu aufgefordert, der Beobachterin bestimmte Details aus ihrem Leben zu erzählen, zum Beispiel dass sie einen festen Freund habe. Trotz ständiger Versicherung meinerseits, dass sie nichts erzählen müsse, was sie nicht preisgegeben wolle, kam es so zur wiederholten Aufforderung, private Dinge zu erwähnen. Meines Erachtens wird durch dieses Beispiel deutlich, dass qualitative Sozialforschung sich im Allgemeinen und Ethnografie im Besonderen folgende Frage stellen sollte: Inwiefern ist es Forschenden gestattet, Studienteilnehmende zu befragen, zu beobachten und zum Objekt zu machen, ohne selbst Details über die eigene Person einzubringen?

Auch wenn den Teilnehmenden durch die Beobachtung kein unmittelbarer Schaden entsteht, werden ihre Handlungen und Entscheidungen dennoch mehr oder weniger bewusst beurteilt. Ein über die geringe Aufwandsentschädigung hinausgehender Nutzen für die Teilnehmenden ist nicht unmittelbar ersichtlich. Für die Forschenden geht es neben dem wissenschaftlichen Erkenntnisinteresse natürlich auch um Karrierewege und das Eindringen in bisher ›unerforschte‹ Gebiete. Wissenschaftliche und vor allem ethnografische Forschung sollte deshalb immer auch in ihrer Bedeutung als Verfügbarmachung durch die Wissenschaft betrachtet werden, weshalb in ihr ein möglichst behutsames Vorgehen notwendig ist.

Problematisch ist, dass nicht jedes Studienergebnis einen unmittelbaren Nutzen für die Studienteilnehmenden hat bzw. nicht alle Studienergebnisse diese in bestem Licht dastehen lassen. Beispielsweise könnte die Beobachtung, dass in beiden Arbeitsfeldern Formen distinguierenden Verhaltens vorkamen, als wenig vorteilhaft wahrgenommen werden. Gleichzeitig sollte bei diesen speziellen Praktiken bedacht werden, dass sie eventuell erst durch die Anwesenheit der Forscherin provoziert wurden. Es ist beispielsweise fraglich, ob Anna A. ihre Abgrenzungen von

der Institution WfbM in dieser Häufigkeit formuliert hätte, wäre ich nicht anwesend gewesen, das heißt, eine außenstehende Person, vor der es sich zu inszenieren galt. Zudem kannte Anna A. das Forschungsinteresse und wusste, dass auch Beobachtungen in Werkstätten geplant waren. Wahrscheinlich fühlte sie sich aus diesem Grund aufgefordert, eine Abgrenzung vorzunehmen.

Gleiches gilt für die Kolleginnen und Kollegen der beiden Fokuspersonen in der WfbM, die aus freien Stücken zu mir kamen, um ihre Sicht der Dinge darzulegen. Teilweise grenzten sie sich zu diesem Zweck von anderen Personengruppen ab. Eventuell wurde auch durch die bloße Anwesenheit einer Person, die von der Institution Universität kam, die Hoffnung geweckt, dass diese die eigene, teilweise als ungerecht empfundene Situation publik machen könnte.

Deutlich wurde die Machtasymmetrie zwischen nichtbehinderter Forscherin und behinderten Fokuspersonen vor allem im Rollenwechsel bei der Durchführung der ergänzenden Interviews. Alle vier Fokuspersonen hießen mich an ihrem Arbeitsplatz willkommen, hatten freiwillig ihr Interesse bekundet, teilzunehmen, und erklärten bereitwillig ihre jeweiligen Arbeitstätigkeiten. Vor allem in den beiden Interviews im Inklusionsbetrieb trat jedoch eine hohe Befangenheit zu Beginn und im Verlauf des Interviews zutage.

Ich vermute, dass dieses voreingenommene Verhalten unter anderem in den Erfahrungen der Personen mit Befragungssituationen begründet sein könnte. Eventuell fühlten sie sich an Gespräche mit rechtlichen und pädagogischen Autoritäten erinnert, aus welchen Bewertungen von Bedürftigkeit und Fähigkeiten resultierten. Zum anderen vermute ich, dass eine Art von Machtumkehr stattfand: Spielten die Fokuspersonen während der Beobachtungstage die Rolle von Gastgeberin bzw. Gastgeber, die mir Arbeitsabläufe, Materialien und die Arbeitsorganisation erklärten, drehte sich dieses Rollenverhältnis in der Interviewsituation um. Plötzlich bestimmte ich den Ablauf des Gesprächs, stellte Fragen und gestaltete, mit ausgedrucktem Interviewleitfaden und Aufnahmegerät ›bewaffnet‹, die Situation.

Schließlich spürte ich aufseiten der Fokuspersonen ein gewisses Unbehagen darüber, viel über sich selbst zu sprechen. Auch hier vermute ich den Ursprung in der spezifischen Sozialisation der Personengruppe, denn selten werden Menschen mit Lernschwierigkeiten nach ihren Erfahrungen und Meinungen gefragt. Im Nachhinein bestätigte sich meines Erachtens die Annahme, dass begleitende bzw. beobachtende Verfahren geeigneter als die reine Befragung sind, um Arbeitspraktiken zu untersuchen.

Des Weiteren möchte ich Implikationen der unterschiedlichen zugeschriebenen Differenzkategorien thematisieren. Ich wurde im Forschungsfeld eindeutig als nichtbehinderte, relativ junge Frau wahrgenommen. Anders als die Rolle der Forscherin kann diese Positionierung schlecht maskiert werden, da sie auf verkörperten Kategorien basiert. Deutlich wurde diese Problematik vor allem im Untersu-

chungsfeld WfbM, in welchem ich durchgängig als nichtbehinderte Person wahrgenommen wurde. Dazu werde ich im Folgenden drei Beispiele erörtern.

Erstens kam es in der Konfektionierung zu einer interessanten Situation: Neben Elisabeth B., ihren Kolleginnen und Kollegen und mir saß auch ein neuer Beschäftigter, der ein Praktikum in der Gruppe absolvierte, am Gruppenarbeitsstisch. Der Praktikant, den einige der Beschäftigten bereits aus anderen Arbeitskontexten kannten, wurde in der Tischgruppe relativ schnell als »peer« akzeptiert. Die anderen Beschäftigten brachten ihm keine besondere Beachtung entgegen, sondern behandelten ihn wie alle anderen Kolleginnen und Kollegen auch. Dagegen wurde mir durchaus eine gezielte Aufmerksamkeit durch die Mitglieder der Arbeitsgruppe zuteil, die immer wieder das Gespräch mit mir suchten. Der Unterschied zwischen den beiden »Neuen«, also mir und dem Praktikanten, wurde vor allem im Zuge der Verabschiedung deutlich. Letzterer sagte mir zum Abschied: »Wir werden dich alle vermissen, wenn du nicht mehr da bist.« Er vergemeinschaftete sich also mit der neuen Gruppe der Beschäftigten und identifizierte mich als außenstehend.

In derselben Arbeitsgruppe kam es zu einer weiteren Situation, die darauf schließen lässt, dass ich in erster Linie als nichtbehinderte Person wahrgenommen wurde. Während die Gruppenleitung abwesend war, fragte mich eine der Beschäftigten, ob sie zur Toilette gehen könne. Eine weitere Beschäftigte mischte sich ein, da sie selbst und nicht die Beobachterin von der Gruppenleitung als stellvertretende Aufsicht vorgesehen war. Sie bestand darauf, dass die Beschäftigte sich deshalb bei ihr abmelden solle, und ergänzte: »Die Sarah ist doch nur zu Besuch!« Damit betonte sie die unterschiedlichen Rollen und die dazugehörigen Aufgaben. Besonders interessant an der Situation ist, dass sich die fragende Beschäftigte die Erlaubnis für den Toilettengang von der einzigen im Raum anwesenden Person, die als nichtbehindert wahrgenommen wurde, einholen wollte.

Eine dritte Ereigniskategorie zeigt, wie ich von nichteingeweihten Dritten als nichtbehindert gelesen wurde und diese Zuschreibung andere Differenzkategorien außer Kraft setzen konnte. In verschiedenen Situationen wurde ich so zum Beispiel für die Betreuerin von Elisabeth B. gehalten. Auch eine weitere Situation ist im Hinblick auf intersektionale Perspektiven besonders interessant: Als Elisabeth B. und ich in der Pause über den Flur gingen, wurde sie von einer anderen Beschäftigten gefragt, ob ich ihre Mutter sei. Diese Beschäftigte glaubte, dass es sich bei mir als Beobachterin um die Mutter von Elisabeth B. handelte, obwohl Elisabeth B. knapp 30 Jahre älter als ich ist. Ich halte fest: In dem Kontext WfbM scheint das Merkmal (Nicht-)Behinderung einen »Masterstatus« zu besitzen (vgl. Goffman 1967: 12-13), der in diesem Fall das Merkmal Alter überlagert und irrelevant macht.

Im Kontrast dazu wurde die Rolle der Beobachterin in dem Inklusionsbetrieb diffuser aufgenommen. Dies hängt vermutlich auch damit zusammen, dass Besuche am Arbeitsplatz hier eher unüblich sind, wohingegen es in der WfbM häufig Schnupperpraktikantinnen und -praktikanten wie Personen, die einen Bun-

desfreiwilligendienst absolvieren, oder Personen im Anerkennungspraktikum gibt. Im Inklusionsbetrieb wurde ich durchaus zur Mitarbeit aufgefordert, woraus sich schließen lässt, dass ich einfach für eine neue Mitarbeiterin oder Praktikantin gehalten wurde. Ich gehe davon aus, dass sich in diesem unterschiedlichen Umgang mit meiner Person auch der unterschiedliche Umgang mit dem Differenzmerkmal »dis/ability« zeigt. In der WfbM scheinen Nichtbehinderung und Behinderung klarer auf die unterschiedlichen Rollen verteilt zu sein als in der Inklusionsfirma.

4.7 Zusammenfassung

In diesem Kapitel erörtere ich meine Methodologie und das methodische Vorgehen der vorliegenden Studie. Zunächst ordnete ich die Studie innerhalb der Paradigmen qualitativer Sozialforschung ein. Gemäß der von Flick, von Kardorff und Steinke (2013: 18-19) genannten Richtungen qualitativer Sozialforschung handelt es sich dabei um ein rekonstruktives Verfahren, das sich für die Herstellung kultureller und sozialer Prozesse interessiert. Anschließend formulierte ich vier Argumente, die aufzeigen, warum sich ein ethnografisches Vorgehen in Bezug auf das Forschungsinteresse und den praxistheoretischen Hintergrund besonders anbietet, legte die für meine Forschung wichtigen Grundlagen ethnografischer Forschung dar und skizzierte eine Ethnografie der Differenz. Anschließend wurde das konkrete methodische Vorgehen erläutert. Dabei ging es um die Fallauswahl und die Datenerhebung. Die Explikation beinhaltete die Einleitung des Feldzugangs, die Beschreibung der besuchten Einrichtungen, die Vorstellung von Abteilungen bzw. Arbeitsgruppen und der Fokuspersonen. Schließlich erläuterte ich, wie ich die Beobachtungsprotokolle erstellt und die ergänzenden Interviews geführt hatte.

Bei der Darstellung der Datenauswertung wurden zwei wesentliche Schritte ausgeführt, nämlich die Sequenzierung und Codierung des Datenmaterials und die Kategorisierung und Feinanalyse anhand der Analyseheuristik. Daraus ergab sich der Vergleich beider Arbeitsfelder anhand der sieben Oberkategorien rechtlich-institutionelle Strukturen, räumliche Arbeitsumgebung und Arbeitsplätze, (Arbeits-)Praktiken, symmetrische und asymmetrische Interaktionen, Umgang mit Differenzkategorien, explizite Selbstpositionierungen sowie subversive und widerständige Praktiken. Das Kapitel Methodologie und methodologisches Vorgehen wurde mit einer Reflexion der Feldarbeit, die sich aus einer machtsensiblen Ethnografie ableitete, abgeschlossen.